

Freiheit gegenüber Grenzen durch Hardware. 2 Tests

Herbert Hrachovec

„Geworfener Entwurf“ ist eine einprägsame Wendung. Sie hat allerdings einen Nachteil. Heideggers Formulierung¹ suggeriert, dass „jemand“ oder „etwas“ den Menschen in sein Dasein *werfen* kann. Das Gast-auf-Erden-Motiv ist in ihr wirksam. Weniger pathetisch, doch in der Sache ähnlich pointiert, ist die Opposition zwischen technischen Details und allgemeinen Zuständen, die jede kennt: die Urlaubsreise scheitert am Motorschaden; das richtige Gewürz macht aus dem Essen eine Delikatesse. Der Kontrast gehört, um eine ältere Pathosformel zu verwenden, zur *conditio humana*. Er begegnet auch im Aufbau philosophischer Meisterwerke.

Verglichen mit der Durchschlagskraft der transzendentalen Methode ist die Urteilstafel, an der Kant seine Kategorienlehre orientiert, ein starres Hilfsmittel für Scholastiker. Es hat sich bald herausgestellt, dass ihre Festschreibungen für Kants Absicht nicht ausschlaggebend sind. Ähnliches gilt für die Wahrheitstafeln, die Wittgenstein im *Tractatus* vorstellt. Sie bieten einen formal-logischen Bezugspunkt für den rigorosen Puritanismus, den der Autor zum Grundprinzip der Weltbetrachtung und Lebensführung macht. Das Verhältnis der beiden Seiten ist selbst ein prominentes philosophisches Problem. Wissenschaften, welche von Daten abhängen, können aus überholten oder falschen Fakten keine produktiven Ergebnisse gewinnen. Philosophie ist auf konkrete Anknüpfungen angewiesen, aber sie kann sich auch von ihnen abstoßen. Sie entwirft Perspektiven, die den Anlassfall dramatisch übersteigen.

Zwei Zwischenfälle im Umgang mit Computern sollen den Punkt erläutern. Sie dienen dazu, deutlicher zu machen, wie man sich zwischen den Fronten, bestimmt von technischen Details und freigesetzt zu übergreifenden Prinzipien, verhalten kann. Die beiden Beispiele zeichnen eine kühne Verbindung von Ärger im Alltag und pauschaler Gesellschaftskritik. Die Frage wird am Ende sein: Gibt es – zumindest in diesem einen Fall – einen Zwischen-Halt?

Zugangskontrollen

1985 brachte Intel den 386-er Chip auf den Markt. Er verarbeitete 32 Bit und ersetzte die Vorgängermodelle 8086 (1978) und 80286 (1982). In diesem Zusammenhang machte Friedrich Kittler eine unangenehme Entdeckung. Ein Programm, das er für die alte Chip-Architektur geschrieben hatte, konnte unter MS-DOS den erweiterten Arbeitsspeicher nicht mehr adressieren. Der Grund war eine Neuerung im Design des Prozessors. Die frühen Chips erlaubten es, mit Maschinencode beliebige Befehle durchzuführen. Mit den 80286/80386-Reihen wurde eine Unterscheidung in „kernel space“ und „user space“ eingeführt. Im ersten Bereich war nach wie vor alles erlaubt, im zweiten herrschten Restriktionen.² Ein „operation code“, den Kittler in seinem Skript vorgesehen hatte, scheiterte am neuen Kontrollmechanismus. Er nahm das als Bevormundung; wie wenn ein Auto den Dienst verweigert, falls der Sicherheitsgurt nicht angelegt ist.

1 Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Tübingen 1967 (11. Auflage). S. 285

2 Jack Ganssle: 386 Protected Mode. Electronic Document. <http://www.ganssle.com/articles/aprot1.htm> (21.6.2008)

Dem aufmerksamen Literatur- und Kulturwissenschaftler war nicht entgangen, wie die Gebrauchsanweisung die Regelung bezeichnete: als „protected mode“ im Unterschied zum „real mode“, der ohne Restriktionen funktioniert. Daraus wurde ein Beitrag, der ursprünglich in einer Publikation „Computer, Macht und Gegenwehr“ erschien³, mit einem deutlichen Akzent auf Gegenwehr. Es wird „auf der anderen und benutzerfreundlichen Seite nachgerade unmöglich, vom Fertigprodukt auf seine Produktionsbedingungen zurückzuschließen oder diese Bedingungen gar zu verändern.“ (PM 210) Die Unterwerfung soll vor den Subjekten verborgen werden (PM 211), Entmündigung wird heute informationstechnisch umgesetzt. Kittler geht von der Episode des verweigerten Speicherzugriffes direkt zur Foucaultschen Analyse von Machtssystemen über. Die Vertreter des status quo haben sich verschworen, das Zweiklassensystem abzudichten und dazu Chips zu produzieren (PM 216)

Die Argumentationsstrategie besteht aus 2 Hinweisen und einer Verknüpfung. Einer Augenscheinlichkeit (der Fehlfunktion des Programmes) steht eine allgemeine Einschätzung gegenüber (der techno-militärische Machtapparat). Beide Feststellungen haben ihre eigene – unterschiedlich verankerte – Plausibilität. Die Kunst ist dann, sie effektiv zu verbinden, d.h. die Handgreiflichkeit des Beispiels mit der Orientierungskraft der Einschätzung zu kombinieren. Wenn das gelingt, wird die Unbestreitbarkeit des Einzelfalls zum Argument für die Situationsanalyse, die ihrerseits eine Nachdrücklichkeit entfaltet, die ein bloßes Detail nicht erreichen kann. Das Verfahren ist in der Praxis unentbehrlich. Das Einschalten der Deckenbeleuchtung bestätigt und bestärkt die Auffassung, dass das Stromnetz funktioniert. Ist die Strategie auch in theoretischen Fällen wie der hier angesprochenen Figur zulässig?

Es gibt keine allgemeine Antwort. Der Erfolg mit dem Lichtschalter zählt nicht per se als Beleg dafür, dass das Stromnetz privatisiert ist, obwohl man sich eine Szene denken kann, in welcher – angesichts staatlicher Inkompetenz – der Schluss berechtigt scheint. Das ist die eingangs in Erinnerung gerufene Fragilität der Lebensführung: zwischen dem Einzelfall und dem Begriffsrahmen kann ein vernünftiger Konnex bestehen – oder es gibt einen Kurzschluss. Das Junktum zwischen dem „protected mode“ der Chipherstellung und der Macht-Gegenmacht-Initiative „für eine andere Informatik“ ist eine starke Intervention. Ich stelle die Beurteilung einstweilen zurück und betrachte einen zweiten Vorfall, der ähnlich Züge trägt.

Mitte der 80-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, also etwa zur Zeit der Einführung des x36-er Chips, arbeitete Richard M. Stallman im Artificial Intelligence Lab am MIT. Xerox stellte dem Labor einen Laserdrucker zur Verfügung, technisch noch nicht völlig ausgereift. Druckerstaus waren die Regel und Stallman wollte ein Skript schreiben, das ihn von solchen Zwischenfällen verständigte. Daran knüpft sich sein kleiner Störfall. Der dazu nötige Quellcode, der normalerweise zur Verfügung stand, war nicht vorhanden. Und er war auch nicht zu bekommen:

And then I heard that somebody at Carnegie Mellon University had a copy of that software. So I was visiting there later, so I went to his office and I said, "Hi, I'm from MIT. Could I have a copy of the printer source code?" And he said "No, I promised not to give you a copy." [Laughter] I was stunned. I was so -- I was angry, and I had no idea how I could do justice to it. All I could think of was to turn around on my heel and walk out of his room.⁴

³ "Protected Mode", in: Computer, Macht und Gegenwehr. InformatikerInnen für eine andere Informatik, Ute Bernhardt and Ingo Ruhmann eds., Bonn 1991, 34-44. Zitiert nach Friedrich Kittler: Draculas Vermächtnis. Technische Schriften, Leipzig 1993, 208 – 224 (PM).

⁴ Transcript of Richard M. Stallman's speech „Free Software: Freedom und Cooperation“, New York 29.5.2001. Elektronisches Dokument. <http://www.gnu.org/events/rms-nyu-2001-transcript.txt> (21.6.2008)

Der große Ausblick, der sich damit verband, war die Verderblichkeit der Eigentumsansprüche dominanter Firmen. Das ist auch der Punkt F. Kittlers:

Weshalb Software, dieses Milliarden-Dollar-Geschäft mit einem der billigsten Elemente dieser Erde, nichts unversucht läßt, um besagte Menschen an die entsprechende Hardware gar nicht erst heranzulassen.“ (PM 208)

„Die Ordnung des Wissens wird mit und in Computern verwahrt. Börsennotierte Unternehmen besitzen es, machen es profitabel zugänglich oder enthalten es uns vor“ heißt es im Ankündigungstext des gegenwärtigen Workshops. Die beigebrachten Indizien weisen in dieselbe Richtung. Doch es bestehen auch beträchtliche Divergenzen.

Gegenwehr

Die beiden Begebenheiten sind natürlich Stilisierungen; pointierte Geschichten zur Beleuchtung einer These. Hier geht es nicht um die Untersuchung ihres Wahrheitsgehaltes, sondern um eine Methodenfrage, die in der rhetorisch-suggestiven Darstellung angelegt ist. Sind solche Episoden Aufputz, oder Teil der Substanz, um die es den Autoren geht? Für Richard Stallman ergibt sich eine schlüssige, hochattraktive Interdependenz von Singularität, Weltanschauung und Konsequenz. Die Verweigerung eines Skripts löst, angesichts der bereits bestehenden kooperativen Disposition, einen Dominoeffekt aus, der zur GNU Lizenz und in weiterer Folge zur Freien Software Bewegung führt. Abgesehen davon, ob diese Geschichte wahr oder gut erfunden ist, sie demonstriert eine auch philosophisch ansprechende Synthese: Subjekt und Struktur, Spontaneität und Rahmenbedingungen, müssen zusammenkommen, um Neues hervorzubringen. Das alt-vertraute Wort dafür ist „kairos“, der günstige Moment. Er kann nur bezogen auf längerfristige Umstände *günstig* sein.

Ein direkter Vergleich dieser Bewegung mit der Intervention F. Kittlers ist nicht sinnvoll. Kulturwissenschaftlerinnen (m/w) drehen nicht an den Knöpfen, welche der Informatik zur Verfügung stehen. Das wird in den (wenigen) Fällen, in denen sie etwas vom Metier verstehen, überdeutlich. Umso aufmerksamer sollte man der Frage nachgehen, wie sie mit dem Kairos verfahren, wenn er ihnen im Umfeld von Computern begegnet.

Stallman hat es nicht nötig, in seinen Text eine Software-Anweisung einzuflechten, Kittler gibt zu verstehen, dass er mit den Befehlen LGDT (Load Global Descriptor Table Register) und SGDT (Store Global Descriptor Table) vertraut ist. Es wirkt etwas aufgesetzt. Aus seiner Erzählung folgt nichts, sie bestätigt eine Vor-Annahme betreffend der herrschenden Machtverteilung. Insofern ist sie eine Anekdote; ein Gelegenheitsbesuch eines Literaturwissenschaftlers in der Bastelstube. Unterhaltsam, instruktiv, aber ohne Schubkraft hinsichtlich der gewählten Herausforderung. Hier liegt ein Einwand nahe: So werden nun doch die beiden Beiträge verglichen. Sofern Kittler unter dem Titel „Gegenwehr“ publiziert, legt sich das in gewisser Weise nahe. Aber der Vergleich ist tatsächlich platt. Um ihn zu vertiefen, ist ein Blick auf den Fachdiskurs zu werfen. Das sind in diesem Fall kulturtheoretische Reflexionen über einen Computerchip und Freiheit.

Der Stein des Anstoßes ist das „Sicherheitskonzept des 80386“ (PM 214). Es verstößt gegen ein elementares Freiheitsgebot, nämlich den ungehinderten, unqualifizierten Zugriff auf die gesamte Funktionalität eines Maschinenteils. Diese Kritik folgt einer speziellen Logik, die auch in der

Forderung begegnet, auf Autobahnen so schnell fahren zu dürfen, wie es der Motor hergibt. Man könnte einwenden, dass auf privaten Teststrecken kein Geschwindigkeitslimit besteht und dass für Homecomputer Ähnliches gilt. So wäre Kittler ein Vertreter maximaler individueller Freiheitsräume, ein autonomer Experte im Umgang mit der Allokation von Speicherplatz. Das ist eine vertretbare, wenn auch prekäre prinzipielle Position. Sie operiert mit einem Freiheitsbegriff, der die Bedingungen für Kooperation ausblendet, denen Gemeinschaften unterliegen. Hier ist nicht der Ort, eine sozialphilosophische Debatte zu führen. Der Witz der vorliegenden Überkreuzung Informatik/Kulturwissenschaft liegt darin, dass sich die Bedenklichkeit der Einstellung Kittlers an der Verwendung des inkriminierten Chips ablesen läßt.

Vor dem Hintergrund des Impulses, der von R. Stallman ausgeht, und angesichts der eigenen Kritik an der Dominanz von MS-Windows, ist Kittlers Beschwerde gegen den 80386-er Chip ein eklatanter Fehlgriff. Mit diesem Chip ist es erstmals möglich geworden, ein UNIX-artiges Betriebssystem auf einem PC laufen zu lassen – LINUX. Das ist kein Zufall. Mehrbenutzersysteme mit Multitasking benötigen die Unterscheidung zwischen „kernel space“ und „user space“, sonst können beliebige Benutzer mit unterschiedlichen Programmen in freier Konkurrenz die Leistungen der CPU in Anspruch nehmen. Damit wäre, ganz wörtlich, das Chaos vorprogrammiert. Die emphatische Freiheitsgeste in Kittlers Beitrag verliert rasch an Gewicht, wenn man sich klarmacht, dass unter den von ihm gewünschten Zuständen keine geregelte computerunterstützte Kommunikation möglich ist. Rowdies auf der „Datenautobahn“ können noch viel destruktivere Effekte erzielen, als solche im Fernverkehr.

Der Punkt ist kein technisches Detail. An dieser Stelle greifen Chipdesign und Sozialphilosophie handfest ineinander. Ein Theoretiker kann wissen, dass sich Freiheit in einem auch nur einigermaßen anspruchsvollen Sinn nur verwirklichen läßt, wenn die Akteure aufeinander Rücksicht nehmen und notfalls auf Regelungen festgelegt werden, die eine Teilnahme am Diskurs unter fairen Bedingungen garantieren. Die Freiheit, in einer Debatte spontan durcheinander zu sprechen, ist mäßig attraktiv. Die Folge der korrelativen Freigabe von Arbeitsspeicher für beliebige Nachfrage ist bekannt: Computerabsturz. Die Hierarchisierung der CPU-Architektur ist nicht der freche Eingriff in die persönliche Autonomie, als welchen sie „Protected Mode“ darstellt. Sie bildet – das ist zutreffend - eine Grundlage für die Kontrolle durch Konzerne *und* bietet die Gelegenheit, sich dagegen in technisch wie sozial kooperativen Strukturen zu wehren.

Zwischenstation

Zu Beginn ist darauf hingewiesen worden, dass selbst in klassischen philosophischen Entwürfen ein kaum belastbares Verhältnis zwischen „Anschauungsmaterial“ und Systematik herrscht. Es handelt sich eben nicht einfach um „Material“; der Ausgangspunkt gehört zur Sache. G.W.F. Hegel hat den Zusammenhang zu Beginn seiner „Phänomenologie des Geistes“ in die ebenso bündige, wie enigmatische Behauptung gefasst: „Eine wirkliche sinnliche Gewissheit ist nicht nur diese reine Unmittelbarkeit, sondern ein *Beispiel* derselben.“⁵ Wir sind ohne Zwischeninstanzen im Umkreis unserer sinnlichen Erfahrung affiziert *und gleichwohl gilt*, dass diese Einbezogenheit jeweils eine bestimmte Gestalt hat. Sie ist darum nicht unmittelbar, als könnte keine inhaltliche Analyse greifen. Nach Hegel beginnt die Entwicklung des Gedankens bei „Jetzt“ *und* „Jetzt ist Tag“, „Hier“ *und* „Hier steht ein Haus“. Die Rolle des Beispiels in der Systementwicklung ist ein Thema, das den vorliegenden Rahmen sprengt. Eine Beobachtung über das Beispiel Computerchip ist abschließend dennoch anzubringen.

5 G.W.F. Hegel: Phänomenologie des Geistes. WW 3 (Suhrkamp) S. 83

Informationstechnische Entwicklungen stellen den common sense und das herkömmlicher theoretische Verständnis der Lebenswelt auf eine harte Probe. Zwischen den Details der kurzfristig wechselnden Schaltpläne und den großflächigen, kognitiven und sozialen, Umschichtungen, welche sie provozieren, klafft ein breiter Graben. Eine intuitiv plausible Nachbarschaft, wie zwischen Situations- und Hauswahrnehmung bei Hegel, kommt hier nicht zustand. Das macht den Traditionsbezug und auch die provokante Note des Kittlerschen Beitrags aus: Chips und Freiheit stehen im Verhältnis Beispiel und Begriff – und sind von einer *nachvollziehbaren* Dynamik dennoch weit entfernt. Die Theorie bedient sich einer bekannten Rhetorik, doch sie läßt sich nicht einlösen. Die Sache ist noch um eine Wendung komplizierter. Man muss nämlich zwei Uneinlösbarkeiten unterscheiden. Erstens die Inkongruenz, die in der Fragestellung selber liegt. Beispiele sind und bleiben notwendig ebenso wie unzureichend. Zweitens jedoch die Uneinlösbarkeit überspannter Gegenüberstellungen.

Friedrich Kittler kann sich auf große Vorbilder berufen. Nietzsche und Heidegger haben ganz erstaunliche Singularitäten zum Drehpunkt ihrer großen Erzählungen gemacht (ich denke nicht nur an weltbestimmende Politiker). „Das Wasserkraftwerk ist in den Rheinstrom gestellt.“⁶ Die Turbinen, an welchen sich das Seinsgeschick zeigt, haben in der Technikphilosophie kräftig nachgewirkt. Es ist kleinlich, für rhetorisch hochgezogene Schnappschüsse Zensuren zu verteilen. Dennoch, sie sind nicht harmlos. Kittler nutzt seine technischen Kenntnisse dazu aus, in einer Sprachmischung aus Fachjargon und Feuilleton Anknüpfungspunkte zwischen der Informationstechnik und der klassischen Philosophie zu simulieren. Die Arbeit, daraus einen Zusammenhang zu machen, ist seine Sache nicht.

6 Martin Heidegger: Vorträge und Ausätze. Tübingen 1967 (3. Auflage). S 15